

Birger P. Priddat, Unvollständige Akteure. Komplexer werdende Ökonomie.  
Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 279 S., broschiert, 34,90 EUR

Rezensent: Helmut Wiesenthal, Prof. Dr., Humboldt-Universität zu Berlin, Jägerstr.  
10-11, 10117 Berlin, [hw@sowi.hu-berlin.de](mailto:hw@sowi.hu-berlin.de)

Es gibt mehrere Möglichkeiten, die Differenzen und Gemeinsamkeiten von Soziologie und Ökonomik fruchtbar zu machen. Vielfach praktiziert, aber im Erkenntnispotential weitgehend erschöpft ist die Option, die Begriffe der theoretischen Ökonomik wegen der Sparsamkeit ihrer Prämissen zu kritisieren und ihre Eignung zur Erfassung empirischer Phänomene zu bestreiten. Diese traditionell kritische Sicht auf den ökonomischen Mainstream erfuhr in den vergangenen Jahrzehnten ihre Ergänzung durch eine Gegenbewegung, als in der Soziologie verstärkt nutzentheoretische Argumentationsfiguren Beachtung fanden. *Birger Priddats* Diagnose einer laut Untertitel „komplexer werdende(n) Ökonomie“ fügt diesen Optionen des transdisziplinären Austauschs eine weitere hinzu: den Versuch der Begründung einer subjektorientierten Ökonomik in strikter Opposition zu „neoklassischen“ Abstraktionen und in weitgehender Absehung vom Theoriebestand der Soziologie. Soziologisch informierte Leser mögen deshalb verwundert fragen, wozu sich die ambitionierte Anstrengung einer Neubegründung der Ökonomik aus dem Geiste ihrer Kritiker gelohnt haben könnte, wenn praktisch alle dabei eingefahrenen Erkenntnisse schon seit längerem von der soziologischen Nachbardisziplin inventarisiert worden sind. Vermutlich schätzt der Autor das Selbstbewusstsein der axiomatisch wohlfundierten Neoklassik so hoch ein, dass er seine Fundamentalkritik nicht dem Einwand der Fachfremdheit ihrer Referenzen aussetzen mag.

*Priddats* „unvollständige Akteure“ operiert – von Ausflügen in die Sprach- und Sozialphilosophie abgesehen – auf dem Boden, im Gestus und mit den Begriffen des kritisierten Gegenstands, d.h. der auf die Modellfiktion des rationalen Entscheidens gegründeten Ökonomik. Da aber die Waffen seiner Kritik der wirtschaftstheoretisch ambitionierten Forschung entstammen, ist das Unterfangen nicht widerspruchsfrei. Wohlwollend mag man es als Angriff der Peripherie einer insgesamt erfolgreichen Disziplin auf eines ihrer Kernaxiome, die Theorie rationalen Handelns, charakterisieren – ein Axiom allerdings, das sich dank seiner präzisen Formulierung als heuristisch wertvoll erwiesen hat. Angefangen bei *Mancur Olsons* „Logik des kollektiven Handelns“, über *Oliver Williamsons* Transaktionskostentheorie bis zu den Anwendungsfeldern der modernen Informationsökonomik und der Theorie der Eigentumsrechte hat das „rational choice“-Theorem eine Fülle von empirischen Untersuchungen inspiriert, die theoriefähige Zugänge zur Phänomenologie des intendiert rationalen Handelns unter Unsicherheit eröffnen, aber gleichzeitig den fiktiven Charakter der so viele Forschungsstränge inspirierenden Rationalitätsprämisse belegen. Dass dabei ihr Wert als Erklärung empirischer Sachverhalte auf der Strecke bleiben musste, ist ein Umstand, den sie mit anderen erfolgreichen Theorieprogrammen teilt.

Der Argumentationsfaden nimmt seinen Ausgang in der Kritik des rationalen Entscheidungsmodells. Unsichere Situationsdefinitionen, instabile und allemal

situationsabhängige Präferenzen, wählbare Handlungskontexte und Rollenbezüge sowie die unaufhebbare Zukunftsunsicherheit desavouieren das „rational choice“-Modell, sobald man den Raum modelltheoretischer Abstraktion verlässt. Das ist Ökonomen seit einem halben Jahrhundert aus den Arbeiten von *Herbert A. Simon* und anderen (Stichwort „bounded rationality“) bekannt, Soziologen wurden daran insbesondere von *Jon Elster* erinnert. So ist es von besonderem Interesse, mit welchen Schlussfolgerungen *Birger Priddat* seine engagierte Rationalitätskritik verbindet. Neben der allgemeinen sozialtheoretischen Konsequenz, dass intersubjektive Handlungskoordination nicht auf die Antizipation von Entscheidungsalgorithmen gegründet sein kann, sondern der Kommunikation bedarf, geht es dem Autor um den Nachweis des impliziten Konservatismus dieses Entscheidungsmodus: Er fixiere die „Anfangsrealität“ und schließe „jegliche Prozesse der Alternativen- oder Ereignisgenese“ aus (65). Daraus die Schlussfolgerung zu ziehen, die Akteure täten stets gut daran, „sich mehrere Optionen offen zu halten“ (66) greift überraschend kurz. Genügt es doch schon, den Sachverhalt der Ubiquität von ex ante unbekanntem Entscheidungsfolgen zu Ende zu denken, um auf das Faktum der systematischen Unsicherheit von Zukunft (als Insgesamt aller Handlungsfolgen) zu stoßen – und damit die Prämisse antizipierbarer Entscheidungen und Entscheidungswirkungen als obsolet aufzugeben.

Bevor der Autor am Ende *seine* Sicht der Wirtschaft in 50 Sätzen zusammenfasst, wird der Leser u.a. auf die Notwendigkeit hingewiesen, zwischen der Auswahl der relevanten Alternativen und der Entscheidung zwischen ihnen zu differenzieren. Ob daraus allerdings die Irrelevanz der basalen Knappheitsprämisse folgt, wie *Priddat* meint, lässt sich wohl bestreiten. Dass es letztenendes kommunikativ behauptete (oder in Frage gestellte) Alternativenräume sind, in denen sich Markt- und Innovationsprozesse vollziehen (79), ist mehr als plausibel. Es dürfte nur dann überraschen, wenn man den „homo oeconomicus“ für eine erschöpfende Wirklichkeitsbeschreibung hält.

In einem weiteren Argumentationsschritt geht es um die Entscheidung für bzw. Akzeptanz von Institutionen, deren den Alternativenraum begrenzender und dadurch Koordination ermöglichender Effekt nur eintritt, wenn Individuen sie nicht als beliebig (ab)wählbare Optionen behandeln. Leider geht der Autor an dieser Stelle nicht auf naheliegende Rationalitätsdilemmata vom Typ der „Logik des kollektiven Handelns“ und die diversen Mechanismen der Überwindung von Kollektivgutproblemen ein. Im offensichtlichen Bestreben, sozialphilosophische Argumente als Substitutionskonkurrent zur Mikroökonomie aufzubauen, bescheidet er sich vielmehr mit dem Vorschlag, „Institutionen als ‚Denkstile‘“ (119) zu verstehen. Folgerichtig bleiben die restlichen Kapitel der Studie frei von nutzentheoretischen Argumenten. Sie beschäftigen sich mit Begriff und Genesebedingungen von Vertrauensbeziehungen, moralischen Orientierungen, „belief systems“ und Kommunikationsakten. Kommunikation in moralunterlegten und medienvermittelten Netzwerkbeziehungen entpuppt sich schließlich als Zentralkategorie der ökonomischen Analyse: „Kommunikation ermöglicht die Entscheidungen, die die Ökonomie kommunikationslos als entscheidbar voraussetzt“ (230) – eine Aussage, deren Struktur problemlos auf weitere Kategorien – z.B. Perzeption, Differenz und Zeit – übertragbar ist.

Unweigerlich drängt sich die Frage auf, ob und wie ausschließlich „die Ökonomik“ einem so krass reduktionistischen Akteurmodell anhängt, wie es der Autor als

kritikbedürftig unterstellt. Dass individuelle Entscheidungen durch „social relations“ informiert (und sanktioniert) werden, dass der Alternativenwahl die (allemaal intersubjektiv inspirierte) Alternativenentdeckung, -interpretation und -bewertung vorausgehen und dass es im weitesten Sinne „soziale“ (gern auch „kulturell“ genannte) Kontexte sind, denen viele real angewendete Entscheidungskalküle entstammen – all das mögen selbst modellverliebte Ökonomen zugestehen, auch wenn ihre Modelle in Kausalerklärungen des Wirtschaftsverlaufs eingehen.

Verständlicherweise ist es weniger die Absicht von *Priddat*, der an der Friedrichshafener Zeppelin-Universität Politische Ökonomie lehrt, zur soziologischen Theoriebildung beizutragen als seiner Heimatdisziplin auf die Sprünge zu helfen. Gleichwohl könnte das Buch in zwei Hinsichten von soziologischem Interesse sein, nämlich wenn die Lektüre zu einem der Komplexität von Gesellschaft und sozialem Handeln angemessenen Wirtschaftsverständnis beitrüge und/oder einen, die Angebote der Soziologie übersteigenden Erkenntnisertrag lieferte.

Was den ersten Punkt angeht, ist der Befund eindeutig negativ. Während die Mainstreamökonomik (ablesbar beispielsweise an den Publikationen des [US-amerikanischen] *National Bureau of Economic Research*) mit beachtlichem Erfolg zu erklären versteht, warum unter Bedingungen ubiquitärer Unsicherheit und „perverse“, den Äquivalententausch unterminierender Anreize mal mehr, mal weniger effiziente Transaktionen zu Stande kommen, suggeriert *Priddat*, dass die Akteure gerade wegen der Unsicherheit ihrer Entscheidungsparameter genötigt seien, auf Vertrauen und Moral zu rekurrieren. Seine Aufmerksamkeit gilt abstrakten Standardbedingungen rationalen Handelns und den daraus idealiter resultierenden Gleichgewichtszuständen. Dank dieser, der realen Probleme abholden Perspektive bleiben die empirischen Hindernisse und Dilemmata der rational-maximierenden Nutzenverfolgung selbst dort unerwähnt, wo der Analysegang eine exemplarische Bezugnahme dringend nahe zu legen scheint (z.B. 158).

Was den zweiten Punkt betrifft, fällt das Urteil günstiger aus. Im Bemühen, einen realitätsnahen Subjektbegriff der Ökonomie zu entwickeln, zeichnet der Autor das facettenreiche Bild eines sozial eingebetteten Akteurs. Warum dieser in der Produzentenrolle Züge des erfindungsreichen und gelegenheitsbewussten Unternehmers aufweist, aber in der Konsumentenrolle auf Außensteuerung umschaltet, wird leider nicht erklärt. Ausgesprochen inspiriert wirken jedoch die Partien, in denen es um die Charakterisierung von Vertrauens- und Netzwerkbeziehungen (mit Bezugnahme auf Muster der „new economy“) geht, auch wenn keine der beiden Thematiken vor dem Hintergrund des entsprechenden Forschungsstands behandelt wird. Hier wie in den übrigen Teilen des Werks dominieren differenzierte, aber oft umschweifig-redundante Begriffsanalysen. Deren Erkenntnisertrag wird hin und wieder auf die Zeitachse projiziert, so dass man den Eindruck gewinnen könnte, in der Begriffsentwicklung spiegeln sich markante Punkte des realökonomischen Wandels (z.B. 198, 237). Das korrespondiert zwar trefflich dem Untertitel des Buchs, aber führt in die Irre. *Priddats* Kritik der Mainstreamökonomik prozediert nicht im Rhythmus realwirtschaftlicher Wandlungen, sondern präsentiert sich in diskursiv entwickelten Definitionsvorschlägen (allein 25 Sätze beginnen mit den Worten "Vertrauen ist ...").

Wie breit der Fundus an Anregungen ist, aus dem der Autor zu schöpfen versteht, zeigt nicht nur das umfangreiche Literaturverzeichnis, sondern ist auch am Sprachstil ablesbar, der überwiegend vom Duktus der Analytischen Philosophie geprägt ist und

Spuren einer ergiebigen *Wittgenstein*-, *Habermas*- und *Luhmann*-Lektüre (z.B. 96) aufweist. Interessant ist auch, welche Autoren trotz markanter einschlägiger Aussagen *nicht* zu Rate gezogen oder in die Bibliographie aufgenommen wurden (u.a. *George Akerlof*, *Robert Axelrod*, *Ronald Coase*, *Amitai Etzioni*, *James March*, *Johan Olsen*, *Mancur Olson*, *Thomas Schelling*, *Oliver Williamson*). Alles in allem: *Priddats* Subjektökonomik ist weder eine Einführung in die zeitgenössische Ökonomie noch das letzte Wort der Wirtschaftswissenschaften zur Wirtschaftssoziologie. Es handelt sich vielmehr um eine intelligent geschriebene, aber durch Redundanzen und demonstrative Gelehrsamkeit ermüdende Analyse zentraler (nicht per se als problematisch geltender) Begriffe der Mikroökonomik. Um letztere nachhaltig zu bereichern, hätte es der Einbeziehung weiterer Gegenstände (und nicht allein ihrer Begriffe) bedurft, insbesondere alternativer Aggregationsmodi individueller Handlungen, der Logik *organisierter* Interaktionen und, last but not least, der Reaktionen auf endogene und exogene Interaktionsstörungen. Wer sich mit den logischen Implikationen der Rationalitätssemantik beschäftigt, mag dagegen etliche Lektürefrüchte einfahren.